

Amtsblatt der Stadt Herborn.

Anzeigenpreise: Die kleine 6-gelapigte Anzeigenzeile 15 Pf., die Reklamenzeile 40 Pf. Bei un-
 derten Wiederholungs-Aufnahmen entsprechend billiger; für umfangreichere Aufträge günstige Zeilen-
 Abschlüsse. Offertenannahme od. Auskunft durch die Geschäftsstelle 25 Pf. Annahme kleinerer Anzeigen
 bis 10 Uhr vormittags, größere tags vorher. Geschäftsstelle: Kellerstraße 7. — Fernsprecher: Nr. 20.

73. Jahrgang.

İşte Tekel Upharsin!

stert starren unsere Gegner auf das Kriegsgeschehniss, von dem sie einen Umschwung zum Gunsten erhoffen; bald ist es eine ihrer Hoffnungen in Ost oder West, bald der Anschlag einer neutralen Macht auf den Vlod der Entente, die brennende Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, aber ihre eigene Nasenspitze hinweg zu sehen, welche, die zwar noch nicht mit Händen zu fassen, aber doch schon mit drohender Gebärde ankommt ihnen nicht in den Sinn. Noch immer ist die ungeheure Überlegenheit ihrer Menschen- und Wapen uns schließlich doch einmal erdrücken und sind oder stellen sich blind gegen die Gefahr an der Wand, die in immer deutlicherer Weise das Gespenst einer Welt Hungersnoth über der Menschheit heraufbeschwört. Der Kampf der deutschfeindlichen Welt wie der englischen besonders schwindet dank unseren U-Booten aus der Frühlingssonne. Seit Kriegsbeginn haben an feindlichem Schiffsraum verlornt an Millionen Tonnen, darunter etwa 4½ Millionen Tonnent Frachtraum. Das sind ungefähr 25 % der Gesamttonnage. Um diese Biffer verringerte man die auf diesem Wege mögliche Versorgung der Welt. Dieser Krieg läßt ohne Entwidlungslösung, die man erheben nur als Ausgeburt der Unglücksdraben für denkbar gehalten hätte; und so rasch auf uns zugefahren, als könnten wir früh genug von der Hinfälligkeit unserer Kriegseigenschaften überzeugen.

die Dinge? England schwingt seit nun
zwei langen Jahren die Waage der Aus-
wärtigen. Wir haben den Schwächtriemen
und fuchen uns schlecht und recht mit den
eigenen Mutter Erde durchzuschlagen;
und wird auch dieses Jahr noch
haben wir den Spieß umgedreht, da
die Boden unter den Füßen unserer Wider-
s. Allerdings können wir dabei insofern
nicht reden, als die Hauptgetreideländer
1916 erhebliche Mizernten zu verzeichnen
beisensausfuhr nach Großbritannien, soweit
in den früheren Mengen vor sich ging, nur
eigenen Reserven für den Rest des Ernte-
werden konnte. Der dringende Bedarf
wurde und reiste zur Befriedigung der Nach-
der Sorge um den Stand der Volk-
Ausfuhrlande selbst. So mußten die
im vorigen Jahre eine ungeahnte
Lebensmittelpreise als mittelbare
verschärften Warenhungers der Engländer
Austland, das sich sonst in der Abstoßung
Umschiffen mit der Neuen Welt teilte, ver-
britisch-französischer Mitwirkung das Darba-
nicht zu sprengen, und Rumänien mußte es
lassen, daß seine ungeheuren Vorräte zum
Scheitern und Speichern von den teuren
im Brand gesteckt wurden, um nicht
des Landes in die Hände zu fallen.
ung auf Argentinien mußten die Engländer
lassen: hier swert ein Ausfuhrverbot der

Regierung seit Monatsfrist jede Abgabe von Getreide und Futtermitteln, weil das Land ohne den Vorrath seiner eigenen Vorräthe selbst in arge Verpflegungsschwierigkeiten kommen würde. So lautet denn die Lösung für England bis zum Ablauf des alten Erntejahres: sparen und immer wieder sparen, und niemand kann wissen, wie lange man damit der Noth der Zeit wird trogen können.

Aber gesetzt den Fall, daß sie es schaffen, so oder so; wie wird es dann mit der Ernte des Jahres 1917 vor-
aussichtlich werden? Bei Rußland und Frankreich braucht
man sich dabei nicht lange aufzuhalten; die alte Republik
konnte schon 1916 nur $\frac{1}{4}$ ihrer früheren Anbaufläche mit
dem Pfluge bestellen und wird froh sein, wenn sie bei dem
inzwischen eingetretenen weiteren Rückgang ihres
Pflanzmaterials wenigstens diesen verminderten
Bodenraum wieder bearbeiten kann. Die neue
Republik im Osten ist gar mit einer Verringerung
ihrer Getreidegebiete um 40% in den „Bund der freien
Völker“ eingetreten: und selbst wenn sie sich jetzt wieder
in erhöhtem Grade dem Ackerbau zuwenden sollte, so
würde der Ertrag dieser Mehrarbeit doch nur dem russi-
schen Volke selbst zugute kommen, da ihm die Ausfuhr-
möglichkeit während des Krieges nahezu vollständig
verschlossen bleibt. England gibt sich nun allerdings die
größte Mühe, seine heruntergekommene Landwirtschaft mit
aller Kraft wieder in die Höhe zu bringen, aber
einmal sind die Mittel, die ihm dazu zur Verfügung stehen,
jezt enger begrenzt als je, da es den Landkrieg ganz
wider Erwarten nun doch auch mit starken eigenen
Kräften führen und fortsetzen muß. Und dann: im Durch-
schnitt der letzten Friedensjahre war der britische Gesamt-
verbrauch auf die Einfuhr angewiesen beim Brotgetreide
zu nahezu 80%, beim Futtergetreide (Gerste, Hafer,
Mais), die als Ertrag und zur Streckung von
Brotgetreide verwendbar sind, zu 60%, beim
Fleisch zu mehr als 40%, bei der Butter zu 60%, und
der Zucker mußte ganz und gar durch die Einfuhr ge-
deckt werden. Wenn die Herren Briten sich also noch so
sehr anstrengen mögen, die überseeische Einfuhr ist und
bleibt für sie im kommenden Jahre eine Lebensnotwendig-
keit ersten Ranges. Aber Nordamerika, das sie in den
beiden ersten Kriegsjahren auch mit Rohstoffen stärker
beliefert hat als je zuvor — wie gesagt, auf Kosten
seiner eigenen Reservebestände — hat die Rolle
als größter, ja als nahezu einziger Getreideexporteur bis
auf weiteres ausgepielt. Nicht so sehr deshalb, weil er
nunmehr als aktiver Teilhaber am Kriege einen stärkeren
Eigenverbrauch haben wird und die Preisbestimmung
nicht mehr einzig und allein den Spekulant^{en} der
Getreidebörsen in Newyork und Chicago überlassen kann.
Nein, es steht vor allem vor der sicheren Gewißheit
einer Missernte. Die Winterweizenernte ist nach den
amtlichen Ermittlungen der Washingtoner Regierung
nur auf einen Ertrag von 68,4% einer normalen Ernte
zu schätzen, ein Ergebnis, das, soweit man überhaupt
zurückdenken kann, noch nicht dagewesen ist in Amerika.
Es würde eine Gesamternte bedeuten von 490 Millionen
Bushels, während das Land in den beiden ersten Kriegs-
jahren allein 665 Millionen Bushels Weizen ausgeführt
hat. Also werden die Amerikaner diesmal Mühe genug haben,
ihren eigenen Bedarf zu decken, ihren Bundesgenossen aber
werden sie keinen Sentner abtreten können. Auch „drüben“
macht sich eben die Lückenerfüllung des Bodens, der den
guten deutschen Kalbidaner gar nun schon mehrere Jahr-

hindurch entbehren muß, je länger desto mehr fühlbar, und wenn die Amerikaner bisher wenigstens noch die Ackerbestellung im übrigen mit den gewohnten Maß an menschlichen und tierischen Arbeitskräften durchführen konnten, so wird ihr Eintritt in den europäischen Krieg auch hierin sehr bald manches ändern. Genug, die Länder der Entente bleiben auch für die zweite Jahreshälfte 1917 ganz auf sich selbst angewiesen; was Indien allenfalls noch hergeben könnte, ist sehr unbedeutend und steht unter der wirksamen Bedrohung durch unsere U-Boote im Mittelmeer, und Australien ist so weit, daß für die Ein- und Verfahrt eines Schiffes reichlich drei Monate gebraucht werden. Zu so ausgedehnten Reisen wird indessen England bald gar keinen Raum mehr zur Verfügung haben — und wenn es ihn stehlen wollte, worauf es sich bekannlich ausgezeichnet versteht.

Woher will also die Ernte in diesem Jahre ihren Beizenbedarf decken, der sich auf 13 Millionen Tonnen beziffert? Amerika muß an sich selbst denken, Argentinien hat seine Häfen geschlossen, und der Schiffsraum verringert sich von Monat zu Monat in geradezu ungeahnter Weise. Aber auch die Futtermittel werden immer knapper, was einen unaußhaltbaren Rückgang der Viehbestände zur Folge hat. Von Kartoffeln ist England z. B. schon so gut wie völlig entblößt, und was als Ersatzmittel in Frage kommt, wie inbisher Reis und Mais, das langt auch nicht hin und nicht her, wenigstens für längere Zeiträume des Mangels, wie sie unseren Feinden bevorzuehen. Das Gepeinß einer Beßungsnot muß für sie in absehbarer Zeit greifbare Gestalt annehmen, während wir uns mit unseren geringen aber unverkürzbaren Borräthen bis zur neuen Ernte durchhelfen werden. Noch suchen die Engländer ihre kritische Lage durch Unterdrückung aller Nachrichten über den Bestand an Feldfrüchten, über die Einfuhrmengen und die Ernteschätzungen zu verschleiern. Aber wie lange noch? Zwei Monate höchstens noch kann es so fortgehen, darin sind sich so ziemlich alle Sachverständigen Beurtheiler der Weltlage einig. Und unter der Voraussetzung, daß ihnen bis dahin jeder durchschlagende Erfolg zu Lande verlagst bleibt — worauf wir nach den bisherigen Erfahrungen der neuen Entbeidungskriegen im Westen mit Sicherheit rechnen dürfen — müssen sie dann ihr Spiel verlorengelien, sie, die Ausbungerer der Weltmächte, weil sie mit ihrem eigenen Vathe, wollten sagen mit ihren eigenen Nahrungsmitteln dann zu Ende sein werden.

So rächt sich alle Schuld auf Erden. Selbst die Natur wollten sie vergewaltigen, die Beherrscher aller Meere, indem sie die Völker zwangen, ihre Kräfte Jahre hindurch lediglich der Zerstörung zu widmen. Nun lehrt die Natur sich gegen sie selbst und verläßt ihnen die Nahrung, um die sie sich in ihrem freies Aermut nicht kümmern zu müssen glaubten. „Jehova! dir lönd' ich ewig Hohn, — ich bin der König von Babylon!“ Schon beginnt die Flammenschrift an der Wand greller und greller zu leuchten, und die Wissenden in England sehen das Unglück heraufziehen, das kein Verstand der Verständigen mehr abwenden kann. Bald wird auch der Mann auf der Strafe, wird auch die „Knechtschar“ der furchtbaren Wahrheit tunc werden, die ihnen allen Verderben bedeutet, und da ihr „König“ verblendet genug ist, nicht einzuhalten auf dem Wege, den er beschritten hat, so wird auch an ihm sich das Schicksal vollziehen, das noch

ter der Tropensonne.

von Frau Grube-Lörcher.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel

geraumer Seit war die kleine Dampf-
neu eingetroffenen Europadampfer im
Manila abgehoben, um die Passagiere an-
und noch immer stand Sylvia Bertens
sch. Ihr Auge glitt achlos über die kleinen
geborenen, die das Schiff zu irgendeiner
umharmt hatten, und nun, leicht
am Seilande auf sonnenfunkelnder Meeres-
eilen. Mit einer ungebüßigen Bewegung
Wächern den breitrandigen Strohhut
enden Tropen Sonne tiefer ins Gesicht, und
mit seinen Blicken der Dampfbarasse voran-
wervolle Panorama des am Meerbusen sich
Manila betrachtete, dachte es ersüßt: „Ich
bis er kommt, um mich zu holen!“
am Herbert Peermann nicht? Wachte er
den, daß der Dampfer heute fällig war, der
von Hamburg nach Manila führen sollte?
eine der elementarsten Pflichten der Höflich-
keit bei ihrer Ankunft zu begrüßen, wenn sie
auf der Erdball entgegenreiste!

Der Herrschaft übernahm, konnte sie ihren
überhaupt, war er ihr nicht ein fast
dem nur Kindheitserinnerungen sie ver-
steckte leise auf und sah sich mit einem kurzen
ob niemand sie beobachtete. Aber Kapitän
Herrschaft waren nach der Ankerung in An-
men, und bei dem Hin- und Herlaufen und
sah niemand auf das junge Mädchen, das
schliefen allein noch an Bord geblieben war.
stimmung, die Enttäuschungen des vergeblichen
lingt vor einer unklaren, dunklen Zukunft
mit einer unstilligen Qual, und sie schloß
die Augen, weil die Folgen eines ihre
stimmenden Entschlusses übermächtig in ihr

Früh verwaist; immer unter Fremden umhergestoßen, hatte Solvia leichten Herzens eingewilligt, als Bekannte, die oft von Herbert Beermanns beruflichem Glück sprachen, das er in Manila fand, ihr seine Anfrage übermittelten, ob sie ihm als seine Gattin in das ferne Manila folgen wolle. Sie glaubte, daß aus dem einstigen gutmüthigen zehnjährigen Spielfameraden ein guter Mensch geworden sei, mit dem sie vertrauensvoll ihr Leben verbinden dürfe. Mehrere ihrer Verehrer waren an dem blühenden, hübschen aber vermögenslosen Mädchen vorübergegangen, um weniger hübsche, aber reiche Mädchen zu heiraten. Da lockte Solvia der Gedanke, sich über See ein Heim gründen zu können, und ihr elastischer Geist spann sich das Leben in der Tropenwelt mit verführerischen Farben aus. Herbert Beermann wollte eine schöne, häusliche deutsche Frau haben, die ihm die Heimat ersetzte. Und da er sein aufblühendes Geschäft nicht durch eine monatelange Brautreise nach Europa gefährden wollte, fiel seine Wahl auf seine Jugendlieblingin.

War der Entschluß, einem eigentlichen Fremden ihr
Jawort zu geben und als seine Braut bis nach Manila
entgegenzureisen, nicht ein zu großes Wagnis gewesen?
Was für eine Ehe stand ihr bevor, wenn ihr Verlobter
es nicht einmal der Mühe wert erachtete, seine zukünftige
Frau in ihrer neuen Heimat zu empfangen und zu be-
grüßen!

Sie haßte Rücksichtslosigkeit und Unhöflichkeit im Mann besonders, und während sich von Minute zu Minute im einsamen Warten ihre Bitterkeit, ihre Angst und Verjornis steigerten, gedachte sie jetzt mit Sehnsucht des Mannes, den sie auf dieser Reise kennen und lieben gelernt hatte.

Das junge Mädchen ging quer über das Schiff und ließ dort, ans Geländer gelehnt, über das unendliche Meer den Blick zurückgleiten. Nun war sie weitenweit und viel leicht für immer von dem Manne getrennt, der ihr Herz gemedt! In der Ruhe, die auf diesem Theil des Dampfers herrschte, dachte sie der Stunden, in denen er ihr vor seinem Abschied in Hongkong von seiner Liebe gesprochen hatte; sie dachte ihrer Zweifel, ob sie nicht auch ihre Liebe zu ihm gestehen, und ob sie ihm nicht als seine Frau folgen sollte und die moralischen Bande, die sie an Herbert Weermann knüpften, kurzerhand zerreißen. Voller Bitter-

seit glaubte sie jetzt ein nutzloses Opfer gebracht zu haben, indem sie über ihre eigenen Wünsche und ihr Recht auf Glück hinweggeschritten war, um einem halb fremden, vielleicht rücksichtslosen Manne ein gegebenes Versprechen zu halten. Wenn in dieser Stunde John Maer neben ihr gestanden hätte, — dann hätte sie vielleicht anders gehandelt . . .

Sylvia riß sich aus dem stillen Versteck los und ging mit zögernden Schritten quer über das Deck, um an der Landungsstreppe nochmals nach Manila hinüberzuspähen. Wenn Herbert Beermann jetzt nicht kam oder wenigstens einen Boten zu ihrer Begrüßung sandte, mußte sie zu einem Entschluß kommen.

Da näherte sich ein Boot, das von zwei eingeborenen Dienern gerudert wurde. Während ihr Herz vor Erregung zu pochen begann, sagte sie den stattlichen Mann ins Auge, der auf der Bank in der Mitte des Bootes sitzend unter dem weißen beschattenden Tropenhelm erwartungsvoll zum Ufer hinausblickte.

„Wird er nicht winken?“ dachte Sylvia, „wird er mir nicht einen Gruß zurufen?“

Und es wirkte erlösend auf sie, daß er nur in unmittelbarer Nähe des Dampfers den Tropfenhelm zum stimmigen Gruß lifte. Sie verfolgte jede seiner Bewegungen genau, sie wollte einen ersten entscheidenden Eindruck von ihm gewinnen, wollte in banger Frage ergründen: wem sie ihre Zukunft in nur zu leicht erwogenem Entschluß anvertraut hatte.

Die beiden Schwarzen schlugen jetzt vom Boot aus ein Seil um die Landungsstiege. „Jetzt wird er kommen!“ dachte das junge Mädchen bestemmener und ließ ihn nicht aus den Augen, was wird er mir zuerst sagen, wird er heralich sein, wird er mich küssen?“

Der Herr erlosb sich im Boot und rief dem einen der Diener mit erzürntem Ausdruck einige heftige Worte hin. Aber während er die Landungsstreppe erstieg, richtete sich jener Diener auf und schüttelte mit einem hagerfüllten Blick der dunklen Augen die Faust hinter seinem Herrn her. Zu der Erbitterung, daß Herbert sich nicht rechtzeitig zur Begrüßung eingefunden hatte, gesellte sich nun bei Solvia die Furcht.

Dennoch hätten ednige Worte großer Herzlichkeit diese in ihrem Herzen aufzüngelnden Gefühle erdrückt.

nitz Stahl, Heiligenborn. Stelle d. Bl.